

*Beverley Harper*

SONNE

ÜBER DUNKLEM

LAND





hervor, »aber bilden Sie sich nicht ein, Sie wären gut genug, um mit den Weißen in einem Waggon zu sitzen.«

Wilson wusste, dass das, was der Schaffner sagte, der Wahrheit entsprach, aber er gab nicht nach. »Es ist nicht gegen das Gesetz.«

»Nein«, stimmte ihm der Xhosa zu. »Aber das wird es bald sein.« Mit dieser Prophezeiung verließ er das Abteil.

Wilson schüttelte den Kopf. Ungerechtigkeit zog Ungerechtigkeit nach sich. »Wird das je enden?«, fragte er sich verbittert. Manchmal kam es ihm vor, als hätten die Zulu alles verloren. Aber dann schüttelte er erneut den Kopf. »Die Weißen haben uns unser Land genommen, aber sie werden uns niemals unsere Würde nehmen.«

Ein Zulu war einem alten Feind gegenüber nicht nachtragend, deshalb hatten sich viele Zulu gemeldet, um auf der Seite der Briten zu kämpfen. Dass sie sich noch ein Jahrhundert zuvor gegenseitig bekämpft hatten, war nicht wichtig. Allerdings hatte man ihnen nicht gesagt, dass die weißen Südafrikaner nicht die Absicht hatten, ihre schwarzen Einheiten tatsächlich zu bewaffnen. Die Zulu waren für den alleinigen Zweck verpflichtet worden, sich um die Bedürfnisse ihrer Landsleute zu kümmern. Dafür bekamen sie als Belohnung ein Fahrrad und einen Mantel oder eine Decke.

Wilson war einer der wenigen Zulu gewesen, die sich aktiv an den kriegerischen Auseinandersetzungen beteiligt hatten. Er war mit der 1. Südafrikanischen Division nach Nordafrika entsandt worden. Dort hatten die Südafrikaner gemeinsam mit der 9. Australischen, der 51. Ungarischen, der 2. Neuseeländischen und der 4. Indischen Division den insgesamt 30 Korps angehört, die eine entscheidende Rolle in der Schlacht bei El Alamain gespielt hatten. Sie waren an Feldmarschall Montgomerys erfolgreichem Durchbruch in Rommels Linien beteiligt gewesen. Und Wilson war mittendrin gewesen in den erbitterten kämpferischen Auseinandersetzungen, die zwischen dem 23. Oktober und dem 4. November 1942 stattgefunden hatten.

Er erinnerte sich noch gut an die aufrüttelnden Worte des Befehlshabers. Worte, die jeder Zulu-Häuptling vor einer Schlacht zu seinen Kriegern gesagt haben könnte:

*»Als ich das Kommando über die 8. Armee übernommen habe, habe ich gesagt, dass es unser erklärtes Ziel sei, Rommel und seine Armee zu schlagen, und dass wir das tun würden, sobald wir bereit dazu seien.*

*Nun sind wir bereit.*

*Die Schlacht, die in Kürze beginnen wird, wird eine der entscheidenden Schlachten der Geschichte sein. Es wird der Wendepunkt des Krieges sein. Die Augen der ganzen Welt werden auf uns gerichtet sein und aufmerksam verfolgen, in welche Richtung sich der Kampf bewegen wird.*

*Wir können ihnen die Antwort sofort geben. Er wird sich zu unseren Gunsten bewegen.«*

Und der entscheidende Schlusssatz:

*»Und möge kein Mann aufgeben, solange er unverletzt ist und kämpfen kann.«*

Es war eine Rhetorik, die Wilson verstanden hatte und auf die er mit dem heißen Blut seiner Vorfahren, das in seinen Adern floss, angesprungen war. Und nun war er wieder zu Hause, hoch dekoriert, ein Held, ein Mann, der sein eigenes Leben für die Weißen aufs

Spiel gesetzt hatte, und man sagte ihm, er sei nicht gut genug, um mit ihnen im selben Eisenbahnwaggon zu sitzen. Und das Schlimmste daran war, dass es auch noch ein Schwarzer gewesen war, der dies gesagt hatte.

Als Wilson zu seinem Abteil gegangen war, hatte er gesehen, dass der einzige andere Fahrgast im Wagen ein Weißer in der Uniform eines britischen Fliegers gewesen war. Nach seinem Aussehen zu urteilen, hatte er ebenfalls einiges durchgemacht. Als er an dem Abteil vorbeigekommen war, in dem der weiße Mann zusammengesunken gesessen hatte, hatte Wilson sich auf eine Auseinandersetzung vorbereitet, aber sie war nicht gekommen. Der Mann hatte ihn nur stirnrunzelnd angesehen und dann weggeschaut.

Als der Zug aus dem Bahnhof fuhr, vergaß Wilson den weißen Mann. Er vergaß die Worte des Fahrscheinverkäufers und die des Schaffners. Sein Ärger richtete sich gegen keinen der beiden. Sein Ärger richtete sich vielmehr gegen sich selbst und gegen sein eigenes Volk. Denn ihm war inzwischen klar geworden, dass er benutzt worden war, kalt und skrupellos. Er war nicht mehr gewesen als ein Mittel zum Zweck. Die Tatsache, dass er fünf Jahre Trennung von seiner Frau Nandi ertragen hatte, die mit ihrem zweiten Kind schwanger gewesen war, als er in den Krieg gezogen war; dass er in Nordafrika verwundet und dann, einige Monate später, beinahe getötet worden war bei dem Versuch, einen weißen Unteroffizier zu retten, der in heftigen Beschuss geraten war; dass er die Nachricht erhalten hatte, dass sein zweites Kind tot geboren worden war ... das alles war denen, die von ihm verlangt hatten, sich zum Waffendienst zu verpflichten, völlig gleichgültig. »In den nächsten Jahren«, hatten sie ihm gesagt, »werden wir Männer wie Sie brauchen. Männer, die wissen, wie die Weißen denken.«

Und so war Wilson der Armee beigetreten, hatte Seite an Seite mit weißen Südafrikanern gekämpft. Er war gut genug, um für sein Land zu sterben, aber nicht gut genug, um mit seinen Landsleuten zusammen zu essen, zu schlafen und sich auszuruhen. Sobald sich die Nachricht seiner Anwesenheit herumgesprochen hatte, hatten ihn selbst die, die sich als liberale Denker bezeichneten, links liegen gelassen. Was ihm nicht geholfen hatte, denn schließlich wollte er lernen, wie die Weißen dachten – eine irrwitzige Idee des Afrikanischen Nationalkongresses.

Verstand er nun, wie die Weißen dachten? Nein. Nicht mehr jedenfalls, als ein Weißer je verstehen würde, wie ein Schwarzer dachte. Es war ein Spielchen, das sie miteinander trieben. Ein Hin und Her. Gib ein bisschen und nimm sofort etwas zurück. Nichts war wirklich eine Lösung. Nur gerade so viel, um das Täuschungsmanöver aufrechtzuerhalten. Ein Spiel mit Worten. Ein Spiel voller Misstrauen. Ein Spiel, das seine Wurzeln im Verrat und der Habgier vergangener Zeiten hatte, die so tiefe Keile zwischen Schwarze und Weiße getrieben hatte, dass Wilson bezweifelte, dass sie je überwunden werden konnten.

Das größtmögliche Maß an Verständnis hatte er erreicht, als er sich zusammen mit dem Unteroffizier, dem er das Leben gerettet hatte, betrunken hatte. »Was Sie getan haben, war unglaublich mutig«, hatte der Unteroffizier zu ihm gesagt.

»Zulu sind mutig«, hatte Wilson nüchtern geantwortet. »Dafür können sie nichts.«

Der Unteroffizier hatte gelächelt. »Gott sei Dank«, hatte er leise gesagt. Und dann ernsthaft hinzugefügt: »Ich hätte das für Sie nicht getan.«

»Ich weiß«, hatte Wilson geantwortet.

Ihre Blicke hatten sich getroffen, und in diesem Moment hatten beide Männer gewusst, dass sie die Schranken der Wahrheit kurz durchbrochen hatten. Und beide hatten sich unverzüglich auf sichereren Boden zurückgezogen – Boden, der ihnen vertraut und angenehm war.

Wilson hatte erwartet, dass der Kampf gegen die Unterdrückung in Südafrika größere Fortschritte gemacht hätte. Schließlich waren so viele Weiße des Landes fort gewesen, um für König und Vaterland zu kämpfen. Andere Weiße wiederum, denen man nachgesagt hatte, mit Deutschland zu sympathisieren, waren in Lagern inhaftiert gewesen. Doch stattdessen hatte es Rückschritte gegeben. Und das war es, was ihn so ärgerte. Es erfüllte ihn mit einer ungeheuren Enttäuschung, die ihm das Gefühl der Hilflosigkeit gab und ihn sehr bedrückte.

Er war bereits seit drei Monaten wieder in Südafrika, aber während dieser ganzen Zeit hatte man ihm nicht erlaubt, in den Norden zu reisen, um Nandi und seinen Sohn zu sehen. Als Mitglied des African National Congress, als Mann, den der ANC als potenziellen Streiter für seine Sache betrachtete, musste Wilson in diesen unsicheren Zeiten greifbar sein. Sie hatten seine zahlreichen Gesuche, nach Hause fahren zu können, notfalls nur für ein paar Tage, abgelehnt. Jan Smuts, hatten sie ihm gesagt, würde über kurz oder lang seines Amtes enthoben. An seine Stelle sollte eine Gruppe von Nationalisten rücken, die wild entschlossen waren, ihre rassistische Überzeugung von der Überlegenheit der Buren zu realisieren und ein geprügeltes Volk aus den Trümmern auferstehen zu lassen.

Wilson wusste ein wenig über die Unzufriedenheit der Buren. Er wusste, dass sie einen heftigen Groll hegten gegen die britischen Versuche, Südafrika zu kolonisieren. Er wusste auch, dass sie fürchteten, von einer schwarzen Mehrheit erdrückt zu werden, die sie für unterlegen hielten, selbst in den Augen Gottes. Still und heimlich hatten die Buren sich und ihre Sache in Position gebracht. Inspiriert durch Hitlers Nationalsozialismus, sahen sie in der Idee einer Rassenideologie eine geeignete Methode, um die Mehrheit der Bevölkerung in den Griff zu bekommen.

Wie so viele radikale Veränderungen begann die Bewegung zu eskalieren, bis sie eine Eigendynamik bekommen hatte und nicht mehr zu stoppen war. Die Geschwindigkeit, mit der der Nationalismus der Buren an Einfluss gewann, hatte den ANC völlig unvorbereitet getroffen. Man hatte sich davon einlullen lassen, dass Jan Smuts und seine Vereinigte Partei den Willen demonstriert hatten, sich die Belange der Schwarzen zumindest anzuhören.

Wilson war rasch zu dem Schluss gekommen, dass der Afrikanische Nationalkongress ohnmächtig geworden war. Die ursprünglichen Ideale, Stammes- und Rassenunterschiede zugunsten aller Menschen zu überwinden, waren gescheitert und in einen Mischmasch aus Stammesfehden, Führungsschwäche und fehlende politische Orientierung gemündet. Entmutigt und angewidert hatte Wilson dem ANC den Rücken gekehrt.

Mit größter Anstrengung gelang es Wilson, seinen Unmut zu bezähmen. Er fuhr nach Hause. Nach Hause zu Nandi, nach Hause zu Dyson, dem Sohn, den er fünf Jahre nicht gesehen hatte, der ein zweijähriges Kleinkind gewesen war, als er damals fortgegangen war. Seine Züge wurden weicher. *Mein Sohn!* Er würde noch mehr Söhne haben, viel mehr. Und Mädchen auch. Ein Mann brauchte Töchter, die sich mit um die Männer der Familie

kümmerten und einen Brautpreis von mehreren Stück Vieh einbrachten. Er fuhr in seiner Uniform nach Hause, weil er stolz auf seine Auszeichnungen war. Wieso auch nicht? Er hatte sich gut geschlagen, und er kehrte, wie die Krieger früher, im Triumph nach Hause zurück.

Wie Dyson inzwischen wohl aussah? Wie Wilson, nicht groß, dafür aber kräftig gebaut, mit einer Haut, die die Farbe von poliertem Mahagoni hatte, einer Hakennase und ausgeprägten Wangenknochen, die seinem Gesicht etwas Stolz und Habichtartiges gaben? Oder kam er mehr auf seine Mutter – klein, der Inbegriff blanken Goldes, Haut, die sich anfühlte wie die Daunenfedern eines Vogels, und duftete wie die Brise, die vom Meer hereinwehte? Hatte sein Sohn Nandis zierliche Nase und den großen Mund?

Als er an Nandi dachte, spürte Wilson plötzlich, dass er eine Erektion bekam. Es war lange her, seit er mit einer Frau zusammengelegen hatte.

Nandi. Die Süße. Als er ihren Namen erfahren hatte, hatte Wilson gleich gewusst, dass sie von edler Herkunft war. Die Nandi, nach der sie benannt worden war, war die Mutter von Shaka, dem ersten König der Zulu und dem Mann, der dafür verantwortlich gewesen war, dass die vielen Clans zu einem Königreich vereint wurden. Wilson selbst trug den königlichen Namen Mpande; er war der dritte König der Zulu und ein Halbbruder von Shaka. Als er ihren Namen erfahren hatte, hatte Wilson zunächst befürchtet, es wäre ihm und Nandi gar nicht gestattet zu heiraten. Aber ihre Familie hatte zwar königliche Verbindungen, sie entstammte aber einem anderen Clan und war zu weit entfernt von Wilsons Familie, um Probleme zu bereiten.

Er erinnerte sich noch daran, wie er sie zum ersten Mal gesehen hatte. Er hatte sofort gewusst, dass sie die Richtige für ihn war. Ihr kurzes Haar und das schlichte Kopfband hatten ihm signalisiert, dass sie unverheiratet war und nicht zu seinem eigenen Clan gehörte. Wenn sie Wilson ebenfalls bemerkt hatte, gab sie dies nicht zu erkennen. Sie war mit anderen unterwegs, um am Fluss Wasser zu holen, und Wilson, der ihr Dorf besucht hatte, um einem Onkel seine Aufwartung zu machen, war sofort nach Hause zurückgekehrt und hatte seine Schwestern gebeten, Erkundigungen einzuholen.

»Ihr Name ist Nandi«, hatten sie ihm berichtet. »Sie ist nicht interessiert. Sie nennt dich einen Hund.«

Wilson fühlte sich ermutigt. Nandi hätte ihn nicht beleidigt, und sie hätte auch ihren Namen nicht preisgegeben, wenn sie nicht doch ein wenig interessiert wäre. »Geht und redet noch einmal mit ihr.«

Drei quälende Monate lang stellte Nandi sich stur. Wilson musste sich langsam und mit größter Vorsicht auf dem Minenfeld ihrer Schwestern und Freundinnen herantasten. Ehe er sich auf Nandi konzentrieren konnte, musste er erst diese anderen davon überzeugen, dass er einen guten Ehemann abgeben würde. Er verbrachte viel Zeit mit ihnen, plaudernd, lachend, sie unterhaltend. Dabei war Nandi immer gegenwärtig, aber nie anwesend. Dann verkündeten seine Schwestern ihm eines Tages: »Wir haben mit Nandis Schwestern gesprochen. Sie ist vielleicht doch ein bisschen interessiert.«

Ein Treffen zwischen Nandi und Wilson wurde organisiert. Wie üblich, waren ihre gesamten Freundinnen und Verwandten dabei. Wilson kam allein, trug ein Kopfband aus Otterleder und einen neuen Ledergürtel mit vorn und hinten herabhängenden Fellstücken.

Dieses Treffen war ganz anders gewesen als alles, was er zuvor erlebt hatte. Dieses Mal stellte man ihm eine Reihe spezieller Fragen. Würde er seine Frau schlagen? Nur wenn sie faul oder ungehorsam wäre. Würde er häufig bei ihr liegen und wäre sie seine Frau Nummer eins? Er würde so oft bei ihr liegen, wie sie es wünschte, und sie wäre seine Lieblingsfrau. Würde er ihr ein schönes, strohgedecktes Heim bereiten, auf das sie stolz sein konnte? Er würde für sie das schönstmögliche Haus bereiten. Die Fragen prasselten auf ihn nieder. Nandi saß mit dem Rücken zu ihm und tat so, als würde sie seine Antworten nicht hören. Dabei lauschte sie sehr aufmerksam. Wilson konnte das an ihrer angestrengten Haltung erkennen.

Schließlich schwieg die Gruppe. Für Wilson war der Augenblick der Wahrheit gekommen. Sie ließ ihn warten. Wilson konnte sich noch gut an das Gefühl von Angst und Aufregung erinnern, das in seinem Magen wütete. Die Spannung innerhalb der kleinen Gruppe stieg, während alle auf Nandis Antwort warteten. Sie regte sich, erhob sich langsam und stand lange mit dem Rücken zu ihm nur da, ehe sie sich endlich umdrehte. Wilsons Herz schlug wild, als er die Verlobungspferlen in ihren Händen sah. Als sie die Perlen über seinen Kopf legte, versuchte er ihr tief in die Augen zu schauen. Aber Nandi wich scheu seinem Blick aus.

Wilson kehrte nach Hause zurück und hisste die weiße Flagge, um allen zu signalisieren, dass er sich bald eine Frau nehmen würde. Er kam sich weltgewandt und wichtig vor, als er am nächsten Tag Nandi besuchte, um mit dem Werberitual zu beginnen. Ihre Brüder empfingen ihn, wie er es erwartet hatte, und sie verprügelten ihn anständig und jagten ihn dann fort. Drei Wochen lang weigerte Nandi sich jedes Mal, ihn zu empfangen, wenn er sie besuchte, weigerte sich auch, mit ihm nach Hause zu gehen, und seine Brüder jagten ihn fort. Nach jenem ersten Besuch sorgte Wilson dafür, dass sie ihn nie mehr einfangen konnten. Die Liebe verlieh ihm Flügel; er fühlte sich stark und schnell und lief jauchzend und hüpfend in sein eigenes Dorf zurück. Ihren Stöcken blieb er von nun an wohlweislich fern.

Das alles gehörte mit zum Spiel. Wilson wusste das. Er konnte den Prozess nicht beschleunigen und wartete ungeduldig auf den Tag, an dem er und seine Brüder Nandi entführen und in der Hütte seiner Mutter gefangen nehmen würden. Als es so weit war, weinte Nandi und jammerte und flehte, bis Wilsons Mutter zu seinem Vater ging und ihm sagte: »Unser Sohn hat etwas Böses getan. Du musst zu Nandis Eltern gehen und die Sache in Ordnung bringen.«

Wilsons Vater schimpfte über die Unbesonnenheit seines Sohnes, Nandi entführt zu haben, und beklagte sich, weil er nun zur Wiedergutmachung eine Kuh zusätzlich als Brautpreis an Nandis Familie zahlen musste. Es kam zu weiteren Verzögerungen, als sein Vater die *lobola* berechnete, ein schwieriger Balanceakt, bei dem die Bedeutung von Nandis Familie ebenso bewertet werden musste wie der Status von Wilsons Familie und beide Seiten gleichermaßen zufrieden gestellt sowie davon überzeugt werden mussten, einen guten Handel getätigt zu haben. Zu wenig zu bieten, wäre eine Beleidigung, ein zu hohes Angebot könnte bei Nandis Familie den Verdacht erwecken, mit Wilson wäre etwas nicht in Ordnung.